

# EINÜBUNG UND WEISUNG

## Simone Weils Gedicht „La porte – Das Tor“

Unter dem Titel „Pensées sans ordre concernant l'amour de Dieu – Ungegliederte Gedanken über die Liebe Gottes“ erschienen 1962 in Paris einige Schriften von Simone Weil. Die Herausgeber hatten ihnen eines ihrer Gedichte vorangestellt. Es trägt den Titel La porte – Das Tor. Ein gleiches tat Friedhelm Kemp. Auch er stellte der von ihm 1998 unter dem Titel „Zeugnis für das Gute“ herausgegebenen Sammlung von Traktaten, Briefen und Aufzeichnungen von Simone Weil eben dieses Gedicht voran. In freier Übersetzung lautet es:

*Macht uns auf das Tor! Wir wollen Gärten sehn,  
Kühles Wasser trinken, das der Mond beschien.  
Fremd sind wir. Die heiße Straße ist uns feind.  
Ziellos irren wir und finden nirgends Ruh.*

*Blumen wolln wir sehn und nie mehr durstig sein.  
Hoffend, wartend, leidend stehn wir vor dem Tor.  
Schläge werden es zertrümmern nötigenfalls,  
Druck und Stöße auch. Doch ach! Es ist zu stark.*

*Warten, schmachten, auf es blicken ist umsonst.  
Fest verschlossen bleibt, was wir hier vor uns sehn.  
Starren Blicks und unter Qualen weinen wir.  
Immer sehn wir es. Die Zeit wird uns zur Last.*

*Vor uns dieses Tor! Das Wollen hilft uns nicht.  
Besser ist es, ohne Hoffnung wegzugehn.  
Niemals kommen wir hinein. Wir sind es leid.  
Da! Das Tor ist offen! Schweigen strömt heraus.*

*Keine Gärten, keine Blumen zeigen sich.  
Nur der weite Raum, die Leere und das Licht, –  
Das ist gegenwärtig und erfüllt das Herz,  
Wäscht die Augen, die der Staub fast blind gemacht.*

Entstanden ist dieses Gedicht im Herbst 1941, kurz bevor Simone Weil ihrem Seelenführer und väterlichen Freund, dem Dominikanerpater Jean-Marie Perrin, jene Briefe schrieb, die einerseits Abschiedsbriefe waren – sie stand vor ihrer Ausreise nach Amerika – und die andererseits wie Bekenntnisschriften sind. Schildert Simone darin doch, wie sie den Weg zum Glauben gefunden habe, nein, richtiger: wie Christus den Weg zu ihr gefunden habe.

Eine ähnliche Bekenntnisschrift ist offenbar auch dieses Gedicht. Es schildert in seinem ersten Teil das Verlangen nach dem Paradies, malt auch aus, was wir erhoffen,

wovon wir träumen, was wir uns wünschen: Blumen, Gärten, kühlende Gewässer, die der Mond beschien. Und es zeigt das verzweifelte Bemühen, in dieses Paradies hineinzugelangen. Doch das Tor zum Paradies bleibt fest verschlossen. Bitten, Betteln, Weinen hilft genau so wenig wie Gewaltanwendung. Alles ist umsonst. Nur warten kann man – und verzagen.

Doch da! Das Tor geht auf – nicht als Ergebnis unserer Kraftanstrengungen, sondern als unsere kühnsten Träume weit übertreffendes Geschenk. Nicht wir gehen hinein in das Land unserer Sehnsucht. Nein, das Paradies kommt auf uns zu – und ist ganz anders, als wir dachten. Und trotzdem ist gerade dieses Neue, Unerwartete, Ungeahnte das, was unser Herz erfüllt, was unser Auge sehend macht, was uns vom Staub der Straße reinigt.

Simone ergeht es dabei wie Paulus. Dieser bekannte, daß das, was er vernahm, „unsagbare Worte sind, die ein Mensch nicht aussprechen kann“ (2 Kor 12, 4). So ringt auch sie nach Worten, um das im Grunde Unaussagbare, nicht zu Fassende, jeder Beschreibung Spottende zu beschreiben. Es will ihr erscheinen wie tiefstes Schweigen, wie der Raum, der sich immer weiter auftut ins Unendliche hinein, wie eine große Leere, wie ein strahlendes Licht.

Es sind Bilder, Metaphern, Hinweise, die wir auch in der Bibel, auch bei anderen geistlichen Schriftstellern, auch in den übrigen Werken von Simone selbst wiederfinden.

Vom *Schweigen* spricht das alttestamentliche Buch der Weisheit: „Als tiefes Schweigen alles umfing, da sprang dein allmächtiges Wort vom Himmel“ (18, 14 f.). Die Pythagoräer glaubten, daß das Reich der Sterne von himmlischer Sphärenmusik erfüllt sei, die wir Sterblichen nur als Schweigen vernehmen. Johannes vom Kreuz besingt in seinem Lied der Liebe den göttlichen Bräutigam seiner Seele als „música callada – Musik, die schweigt“. Und für Simone Weil selbst ist das Schweigen Gottes sein Wort der Liebe, jenes Schweigen, das Jesus als einziges antwortete, als er hinaus in das echolose Dunkel die Frage aller Unglücklichen schrie: „Warum, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“ „Wer fähig ist“, schreibt sie<sup>1</sup>, „nicht nur zu schreien, sondern auch zu horchen, vernimmt die Antwort. Diese Antwort ist das Schweigen ... Wer fähig ist, nicht nur zu horchen, sondern auch zu lieben, vernimmt dieses Schweigen als das Wort Gottes“, als „das heimliche Wort der Liebe, die uns seit Anbeginn in ihren Armen trägt.“<sup>2</sup>

Von der unermeßlichen *Weite des Raumes*, der sich dem vor dem Tore Wartenden auftut, schreibt Simone, daß sie selbst diese wiederholt beim Beten des Vaterunser erfahren habe – verbunden mit der unbeweisbaren, aber sie ganz und gar durchdringenden und beseligenden Liebe, die in Christus Gestalt annimmt. „Mitunter – so offenbart sie ihrem geistlichen Vater – reißen schon die ersten Worte (sc. des Vaterunser) meinen Geist aus meinem Leibe ... Der Raum tut sich auf. Die Unendlichkeit des gewöhnlichen Raumes unserer Wahrnehmung weicht einer Unendlichkeit zweiten oder manchmal auch dritten Grades ... Mitunter auch ist ... Christus in Person anwesend, je-

<sup>1</sup> S. Weil, *Zeugnis für das Gute. Spiritualität einer Philosophin*. Zürich, Düsseldorf 1998, 50.

<sup>2</sup> S. Weil, *Pensées sans ordre concernant l'amour de Dieu*. Paris 1962, 74 f.

doch mit einer unendlich viel ... liebevolleren Gegenwart als jenes erste Mal, da er mich ergriffen hat.“<sup>3</sup>

Die *Leere*, die da ist, wo man ein irdisches Paradies vermutet und erhofft hatte, ist jenes Nichts, das auch Johannes vom Kreuz entgegenschlug. „Y en el monte – nada. Und auf dem Berg (der Gottbegegnung) – nichts.“<sup>4</sup> Gustave Thibon, der Philosoph und eifrige Gesprächspartner von Simone Weil, spricht von dem „Nichts als Tor zum All“<sup>5</sup> und als „Türschwelle zum Ganzen“<sup>6</sup>. Und von einem Gespräch mit Simone berichtet er: „Sie erwiderte, ihre persönliche Berufung sei aber gerade, durch das Unglück und das Nichts hindurch zu Gott zu gehen.“<sup>7</sup>

Das *Licht*, so darf man wohl unterstellen, ist das, von dem Johannes in seinem ersten Brief schreibt „Gott ist Licht, und Finsternis ist nicht in ihm“ (1 Joh 1,5), und das der zweite Timotheusbrief als „das Licht des unvergänglichen Lebens“ bezeichnet (2 Tim 1,10).

Was Simone Weil in diesem Gedicht in Worte faßt, ist das, was sie erfahren hat – was alle Mystiker in dieser oder ähnlicher Weise erfahren haben – und was keiner beweisen kann, ja auch nur festhalten und mit nach Hause nehmen kann. Ist doch das mit den hier zitierten Worten Bezeichnete unendlich verschieden von eben diesen Worten. Mögen sie ihm auch noch so nahe kommen: viel größer bleibt die Ferne, maior dissimilitudo, größer ist die Unähnlichkeit mit dem, was jenseits unserer Vorstellungskraft liegt. So stellte es das vierte Laterankonzil ausdrücklich fest. Unser Verstand ist viel zu klein, viel zu eng, viel zu sehr in vorgefertigten Denkmustern festgefahren, als daß er das mehr Verhüllte als Geoffenbarte begreifen könnte.

Man soll solche Bilder – hier die von dem Schweigen, dem unermeßlichen Raum, der Leere und dem Licht – nur einfach auf sich wirken lassen, wie Simone es von dem Betrachten der Schönheit fordert: sich von ihr gefangen nehmen lassen und nicht sie selber einfangen wollen. Denn das ist doch „Schönheit: eine Frucht, die man betrachtet, ohne die Hand nach ihr auszustrecken“<sup>8</sup>. Der Apfel der Eva war schön anzuschauen, aber verderblich, als Eva ihn pflücken, für sich behalten, ja verzehren wollte. Läßt man aber das Schöne, wie es ist, und läßt sich von ihm faszinieren, betören, hinreißen (wie Johannes vom Kreuz von sich bekennt: „hingerissen war ich“<sup>9</sup>), dann wird das Schöne zu einem Heilmittel<sup>10</sup>, ja geradezu zu einem Sakrament<sup>11</sup>, das Heil bezeichnend und das Heil bewirkend.

Das ist die Haltung, die Simone Weil auch diesem Gedicht – wie jedem Kunstwerk gegenüber – erwartet: es bewundern, es auf sich zukommen lassen, – und es nicht ver-

<sup>3</sup> Zeugnis 114.

<sup>4</sup> Crisogono de Jesus (ed.), *Vida y obras de San Juan de la Cruz*. Madrid 1978, 441.

<sup>5</sup> J. M. Perrin & G. Thibon, *Wir kannten Simone Weil*. Paderborn 1954, 199.

<sup>6</sup> *Ebda.* 14.

<sup>7</sup> *Ebda.* 170.

<sup>8</sup> S. Weil, *Aufmerksamkeit für das Alltägliche*. München 1994, 92.

<sup>9</sup> „Trunken war ich, wie von Sinnen, hingerissen, außer mir“ heißt es in einem seiner Lieder. (Vgl. Johannes vom Kreuz, *Ohne Halt und doch gehalten. Die Gedichte*. Leutesdorf 1998, 45)

<sup>10</sup> So Simone Weil in ihrem Fabrikstagebuch. Hier zitiert nach A. Krogmann, *Simone Weil*. Reinbek bei Hamburg 1995, 41.

<sup>11</sup> *Aufmerksamkeit* 19 und 93.

einnahmen, verstehen und so töten wollen. Und was man sieht, wenn man ohne „böse“ Absicht nur einfach auf es schaut (oder besser noch: es hört), das ist: Dieses Gedicht ist schön.

Das zeigt sich in der Schönheit der Bilder – den Blumen, den Gärten, dem Wasser, das der Mond bescheint, am Anfang und dem Licht, das das Auge sehend macht, am Ende, die gemeinsam dem dazwischen liegenden schmerzvollen und ergebnislosen Bemühen, selber das Tor zu öffnen, seine Bitterkeit nehmen. Das zeigt sich aber auch – und nicht zuletzt – in dem kunstvollen Aufbau des französischen Originals. Es ist so, als ob Simone Weil auch an diesem Stück Wirklichkeit exemplifizieren wollte, was sie von der ganzen Welt sagt: „Die Ordnung der Welt ist die Schönheit der Welt.“<sup>12</sup> Der Text dieses französischen Originals ist der folgende:

*Ouvrez-nous donc cette porte et nous verrons les vergers,  
Nous boirons leur eau froide où la lune a mis sa trace.  
La longue route brûle ennemie aux étrangers.  
Nous errons sans savoir et ne trouvons nulle place.*

*Nous voulons voir des fleurs. Ici la soif est sur nous.  
Attendant et souffrant, nous voici devant la porte.  
S'il le faut nous romprons cette porte avec nos coups.  
Nous pressons et poussons, mais la barrière est trop forte.*

*Il faut languir, attendre et regarder vainement.  
Nous regardons la porte; elle est close, inébranlable.  
Nous y fixons nos yeux; nous pleurons sous le tourment;  
Nous la voyons toujours, le poids du temps nous accable.*

*La porte est devant nous; que nous sert-il de vouloir?  
Il vaut mieux s'en aller abandonnant l'espérance.  
Nous n'entrerons jamais. Nous sommes las de la voir.  
La porte en s'ouvrant laissa passer tant de silence*

*Que ni les vergers ne sont parus ni nulle fleur;  
Seul l'espace immense où sont le vide et la lumière  
Fut soudain présent de part en part, combla le coeur,  
Et lava les yeux presque aveugles sous la poussière.*

Die einzelnen Verse zählen in streng eingehaltener Regelmäßigkeit abwechselnd 13 oder 14 Silben. (In der hier vorgeschlagenen deutschen Übersetzung sind es jeweils 11.) Keine Silbe ist zu viel, keine zu wenig – wie eine Fuge von Bach, bei der kein Ton zu viel ist und keiner zu wenig und wo jeder zudem an der richtigen Stelle steht. Streng regelmäßig ist auch der Reim – abwechselnd weiblich und männlich – und ebenso die feststehende Silbenzahl, die das ganze Gedicht durchzieht und so seine Einheit garantiert.

<sup>12</sup> Aufmerksamkeit 93.

Hinzu kommt die äußere Form der Zerteilung: 3 Strophen und 3 Verse umfaßt der erste Teil, 1 Vers und 1 Strophe der zweite. Der zweite beginnt schon in und nicht erst nach der vierten Strophe, so als wollte Simone sagen: Gott kommt wie ein Dieb in der Nacht, wenn keiner es ahnt, seid also wachsam! Und so sagt sie es auch tatsächlich: „Die kostbarsten Güter soll man nicht suchen, sondern erwarten.“<sup>13</sup>

Im ersten Teil ist das Tor verschlossen, im zweiten Teil geöffnet. Im ersten Teil ist es Objekt des menschlichen Handelns – des Stoßens und Drückens, des Bittens und Klagens, des Einlaß Begehrens und des Eingestehens der Unmöglichkeit, es selbst zu öffnen und so hineinzugelangen in das erhoffte Paradies.

Im zweiten Teil ist das Tor Subjekt. Es macht den Suchenden aus einem Handelnden zu einem Empfangenden. Es läßt den im ersten Teil 18 mal (so oft steht im Französischen das Wörtchen „nous“) sich Vordrängenden geradezu verschwinden (das Wörtchen „nous“ steht hier kein einziges Mal). So sehr ist das Neue jetzt alles bestimmend. Gott alles in allem: das ist die Erfüllung aller Träume, Sehnsüchte, Hoffnungen.

Es gibt einige Sätze von Simone Weil, die wie eine Zusammenfassung des mit diesem Gedicht Intendierten und zugleich wie ein Kommentar dazu erscheinen.

Einer dieser Sätze lautet: „Die Unmöglichkeit ist das einzige Tor zu Gott.“<sup>14</sup>

Ein anderer lautet: „Wir wollen das Gute, und es ist nicht in dieser Welt. Wir können es nicht außerhalb dieser Welt suchen. Aber wenn es selber uns ergreifen kommt, so lassen wir uns nur dann ergreifen, wenn wir es hinieden vergeblich gesucht haben.“<sup>15</sup>

Und ein dritter (beim ersten Erscheinen des Gedichtes „La porte“ diesem nicht von ungefähr vorangestellter) lautet: „Diese Welt ist die geschlossene Pforte. Sie ist eine Schranke und zugleich der Durchgang.“<sup>16</sup>

Walter Repges, Wachtberg

<sup>13</sup> Zeugnis 59.

<sup>14</sup> Zeugnis 218.

<sup>15</sup> Zeugnis 219. Vgl. auch Blaise Pascal: „Il est bon d'être lassé et fatigué par l'inutile recherche du vrai bien pour tendre les bras au libérateur.“ („Es ist gut, erschöpft und müde zu sein von der vergeblichen Suche nach dem wahren Gut, um die Arme nach dem Befreier auszustrecken.“ (Zitiert nach J. M. Perrin & G. Thibon, *Simone Weil telle que nous l'avons connue*. Paris 1952, 161.)

<sup>16</sup> S. Weil, *Cahiers – Aufzeichnungen, Band III*. München-Wien 1996, 177. Ebenso Zeugnis 226.